

Tomáš Halík

Berühre die Wunden

Der Autor

Tomáš Halík, zuvor als Psychotherapeut tätig, wurde 1978 heimlich zum Priester geweiht und war naher Mitarbeiter von Kardinal Tomášek und Václav Havel. Er ist Professor für Soziologie sowie Pfarrer der Akademischen Gemeinde Prag und einer der bekanntesten Intellektuellen Tschechiens. Benedikt XVI. verlieh ihm den Ehrentitel »Päpstlicher Prälat«. Halík erhielt zahlreiche Auszeichnungen: So wurde ihm 2010 der Romano-Guardini-Preis und 2014 der hochdotierte Templeton-Preis verliehen. Zuletzt (2017) honorierte der Päpstliche Kulturrat sein außergewöhnliches Glaubenszeugnis und seine Haltung gegen Rassendiskriminierung mit der Ehrenmedaille »Per Artem ad Deum«. Seine Bücher werden in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Tomáš Halík

Berühre die Wunden

Über Leid, Vertrauen und
die Kunst der Verwandlung

Aus dem Tschechischen von Markéta Barth
unter Mitarbeit von Benedikt Barth



FREIBURG · BASEL · WIEN

Titel der Originalausgabe:
Dotkni se ran. Spiritualita nelhostejnosti
ISBN 978-80-7106-979-9
Nakladatelství Lidové noviny Praha 2008



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Neuausgabe 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2013
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Alle Bibelzitate sind entnommen aus:

*Die Bibel. Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Bundes.*



Vollständige deutsche Ausgabe. DIE BIBEL

© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005

Umschlaggestaltung: Christian Langohr, Freiburg
Umschlagmotiv: Martin Staněk, Prag

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03146-5
ISBN E-Book 978-3-451-81450-1

*Geschrieben in der Einsiedelei eines kontemplativen Klosters
im Rheinland im Juli und August 2008, beendet auf Reisen
nach Jerusalem und Auschwitz im September desselben Jahres.*

Gewidmet

*dem Andenken an Mgr. Václav Dvořák († 30.7.2008), der
Handschellen trug und Wunden für Christus ertrug, der vor
30 Jahren Zeuge der Priesterweihe und Konzelebrant bei der
Primiz des Autors dieses Buches war und der in der Nacht
starb, als dieses Buch zu schreiben begonnen wurde.*

»Zum Glauben nützt uns der Unglaube des Thomas mehr als der Glaube der glaubenden Jünger.«

Hl. Gregor der Große

»Durch seine Wunden sind wir geheilt.«

Jesaja 53,5

»Zwei Gefangene in benachbarten Zellen, die durch Klopfzeichen gegen die Mauer miteinander verkehren. Die Mauer ist das Trennende zwischen ihnen, aber sie ist auch das, was ihnen erlaubt, miteinander zu verkehren. Das Gleiche gilt für uns und Gott. Jede Trennung ist eine Verbindung.«

Simone Weil

Inhalt

1. Das Tor der Verwundeten	9
2. Ohne Distanz	24
3. Geheimnis des Herzens	46
4. Der Vorhang reißt entzwei	57
5. Der tanzende Gott	90
6. Die Anbetung des Lammes	103
7. Stigmata und Vergebung	118
8. Klopfschlag gegen die Wand	126
9. Körper	141
10. Schöne Braut, armselige Kirche	156
11. Der Ort der Wahrheit ist ein kleiner	179
12. Veronika und das Siegel des Antlitzes	193
13. Verwandelte Wunden	209
14. Die letzte Seligpreisung	231

1. Das Tor der Verwundeten

Thomas aber, einer von den Zwölf, Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel lege und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.

Nach acht Tagen waren seine Jünger wieder versammelt und Thomas war bei ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände an und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig, die nicht sehen und doch glauben.

(Johannes 20, 24–29)

Ich las dieses Evangelium zu Ende und ging vom Ambo wieder zurück, um mich auf meinen Platz zu setzen. Es war früh am Morgen und in der Kathedrale von Madras war es halbdunkel, still und fast leer. Indien lag vor mir wie ein bunter Blumenteppeich, der mit vielen heiligen Orten durchwebt ist – ich befand mich auf dem Weg nach Bodhgaya, dem Schauplatz der Erleuchtung Buddhas, nach Sarnat, wo der Erleuchtete seine erste Ansprache zu seinen Schülern hielt, nach Varanasi am Ufer des Ganges, dem heiligsten Wallfahrtsziel der Hindus, nach Mathura, dem Geburtsort Krishnas –, hier jedoch in Madras, im Herzen des hiesigen Christentums, wo seit jeher das Grab des Apostels Thomas, des Patrons Indiens,

verehrt wird, fühlte ich mich für einen Moment wirklich wie zu Hause – auch dank des vertrauten Textes.

Den vorgetragenen Abschnitt aus dem Evangelium des heiligen Johannes habe ich in diesem Moment noch so wahrgenommen, wie ich ihn zuvor jedes Mal wahrgenommen hatte und wie er gewöhnlich ausgelegt wird: Jesus hat durch seine Erscheinung den skeptischen Apostel von allen Zweifeln an der Realität seiner Auferstehung befreit; aus »dem ungläubigen Thomas« wurde mit einem Male der gläubige. Ich habe in diesem Moment noch nicht geahnt, dass der Text sich mir aufgrund eines Ereignisses nochmals öffnen und mich noch ganz anders und tiefer ansprechen würde – und dass er mir, bis sich der Tag neigte, sogar das größte Geheimnis des christlichen Glaubens in einem neuen Licht zeigen würde: die Auferstehung Jesu und seine Göttlichkeit. Und mehr noch: Diese neue Sichtweise führte mich allmählich auf einen bestimmten Weg der Spiritualität, von dem ich bis dahin nichts gewusst hatte. Sie zeigte mir »das Tor für den ungläubigen Thomas« – *das Tor der Verwundeten*.

Der christliche Glaube besteht darin, das Evangelium und unser Leben ständig in Beziehung zu setzen; er besteht in dem Mut, »sich in diese Geschichte hineinzubegeben«. Es gilt, den Sinn der biblischen Erzählungen aufgrund der eigenen Lebenserfahrungen immer neu und tiefer entdecken zu suchen und die mächtigen Bilder des Evangeliums wirken zu lassen, damit sie allmählich den Fluss unseres eigenen Lebens beleuchten, auslegen und verwandeln.

Viele Ereignisse, Erlebnisse, Ideen und Einsichten des Augenblicks brauchen ihre Zeit, um in uns zu reifen und

Frucht zu bringen. Zwölf Jahre waren seit meiner Wallfahrt nach Indien vergangen. Ich sitze in diesem Moment wieder in der Stille und Einsamkeit der Waldeinsiedelei im Rheinland; nach einem nächtlichen Sturm ist der ganze Berggipfel mit einem dichten Nebelschleier bedeckt, durch den sich nur langsam und mit Mühe die ersten Morgenstrahlen durchkämpfen; tiefhängende Wolken bedecken das Tal ringsherum. Mitten in der Wolke also beginne ich dieses Buch zu schreiben, einen weiteren Versuch, »Rechenschaft über meine Hoffnung abzulegen«¹.

* * *

»Gott ist tot – wir haben ihn getötet, ihr und ich!« Wie oft habe ich schon dieses Schicksalsverdikt Nietzsches aus der »Fröhlichen Wissenschaft« zitiert, in dem »der Narr« (dem es als Einzigen erlaubt ist, unangenehme Wahrheiten auszusprechen) *denen, die an Gott nicht glaubten*, seine Diagnose der Welt verkündet; er gibt der Welt bekannt, dass sie die Basis ihrer bisherigen metaphysischen und moralischen Sicherheiten verloren hat.² In einem anderen Buch Nietzsches kann man jedoch auch eine weniger bekannte und weniger zitierte Passage finden, die Schilderung *des Todes der alten Götter*: Als sich der Gott der Juden zum einzigen Gott erklärte, brachen angeblich alle Götter über diese anmaßende Torheit in ein so höhnisches Gelächter aus, dass sie sich zu Tode lachten.³

»Die Religion kehrt zurück« – hören wir heute oft aus allen Ecken unserer Welt. Die Meinungen unterscheiden sich nur darin, ob dies gut oder schlecht ist – und vielleicht

auch darin, woher und wer oder was eigentlich zurückkehrt. Kehrt der einzige Gott zurück, »der Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs und Jesu«, an den Juden, Christen und Muslime glauben, oder eher der »Gott der Philosophen«, das höchste Wesen – die Entdeckung der Aufklärer, der Schmuck der politischen Proklamationen und Präambeln der Verfassungen? Kommt ein Gott zurück, der auf die ausgetrockneten menschlichen Herzen still antworten kann und ihre Wunden heilt, oder ein Gott des Krieges und der Rache, der im Gegensatz dazu Wunden schlägt? Oder sollen wir uns auf die neue Ankunft der alten, kichernden, sarkastischen Götzen freuen?

Über den heiligen Martin wird erzählt, dass ihm der Satan einmal sogar in der Gestalt Christi erschienen ist. Der Heilige ließ sich jedoch nicht täuschen. »Wo hast du deine Wunden?«, fragte er.

Bei aller geistigen Offenheit bekenne ich mich nicht zur gefälligen »grenzenlosen Toleranz«, die eher ein Ausdruck von Gleichgültigkeit und geistiger Faulheit ist, wenn sie auf die Mühe einer sorgfältigen »Scheidung der Geister« verzichtet. Denn ist es nicht naiv und gefährlich, nicht wahrzunehmen, dass auch destruktive »Gottesbilder« existieren und dass auch in den ehrwürdigsten Traditionen Symbole, Aussagen und Geschichten schlummern, die leicht in Waffen anstatt in Pflugscharen umgeschmiedet werden können? Die Religionen haben wie alles, was im Leben groß und existenziell ist, ihre Risiken und Gefahren. Mit dem Apostel Thomas und dem heiligen Martin fordere ich deshalb von allen, die sich nach dem »Tod Gottes« oder nach dem Kollaps der ironischen Götzen um den verwaisten Thron be-

werben: »Zeigt zuerst eure Wunden!« Ich glaube nämlich nicht mehr an »unverwundete Religionen«.

* * *

Ja, seit Jahren bemühe ich mich darum, die unterschiedlichsten religiösen Wege mit Wertschätzung und Offenheit zu studieren. Ich durchschrit ein Stück der Welt, und das, was ich sehen und kennenlernen konnte, erlaubt mir nicht, in der einfachen Logik des »Entweder-Oder« zu verharren (wenn zwei Menschen verschiedener Meinung sind, muss sich zumindest einer täuschen). Mir ist bewusst, dass wenn jemand etwas anderes als ich sagt und denkt, dies schlicht daran liegen kann, dass er von einem anderen Standpunkt, einer anderen Perspektive, einer anderen Tradition oder einer anderen Erfahrung her schaut; dass er sich in einer anderen »Sprache« ausdrückt – dass also die Verschiedenheit unserer Sichtweisen und Aussagen weder meinen noch seinen Anspruch auf die Wahrheit widerlegen muss; genauso wenig wie diese Verschiedenheit seine oder meine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in Frage stellen muss. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass diese Erkenntnis nicht zu einem bequemen, resignierenden Relativismus führen muss (»jeder hat seine Wahrheit«), sondern eher zu dem Bemühen, durch das gegenseitige Gespräch und den Austausch von Erfahrungen die eigenen, stets notwendig begrenzten Horizonte zu erweitern und im Gespräch mit dem anderen auch sich selbst kennenzulernen.

Ich habe gelernt, viele verschiedene Pfade zu respektieren, auf denen Menschen zum letzten Geheimnis des Le-

bens vorzudringen versuchen. Ich glaube, dass jenes »äußerste Geheimnis« alle Vorstellungen und Namen unendlich übersteigt, die wir Menschen damit verbinden. Ja, ich glaube an den einen Gott, den Vater *aller* Menschen, auf den weder ein einzelner Mensch noch eine der »religiösen Institutionen« oder ihre Repräsentanten ein »Monopol« hat; *ich bin zuversichtlich*, dass Er die endgültige Mündung auch der verschlungensten Flüsse ist, dass zu ihm schließlich (über alle Grenzen der verschiedenen religiösen Systeme und Kulturen hinweg) die Wege aller ausgerichtet sind, die geführt vom Licht ihrer Traditionen, ihrer Sehnsucht nach der Wahrheit, ihres Gewissens und ihrer Erkenntnis aufrichtig das letzte Geheimnis des Lebens suchen und es achten.

Ich bin weder der Allwissende noch der Allsehende – mir steht es deshalb nicht zu, definitive und unfehlbare Urteile über andere und ihren persönlichen Glauben zu fällen, weil ich nicht in ihre Herzen sehen kann und auch nicht ihr letztes Ende und das Ziel ihrer Pilgerschaft erblicke. Niemand kann mir aber *die Hoffnung* nehmen, dass »der Gott der anderen« letztendlich »mein Gott« ist; denn der Gott, an den ich glaube, ist auch der Gott derer, die nicht den Namen kennen, mit dem ich ihn rufe.

Im selben Atemzug füge ich jedoch hinzu und bekenne: *Für mich* gibt es keinen anderen Weg, kein anderes Tor zu Ihm, als dasjenige, das von einer verwundeten Hand und einem durchstochenen Herz geöffnet wird. Ich kann nicht »mein Herr und mein Gott« rufen, wenn ich nicht die Wunde sehe, die bis ins Herz trifft. Wenn »credere« (glauben) von »cor dare« (das Herz geben) abgeleitet ist, dann

muss ich bekennen, dass mein Herz und mein Glaube *nur dem Gott* gehören, *der seine Wunden zeigen kann*.

Mein Glaube und meine Liebe sind eins und niemand kann mir die Liebe zum Gekreuzigten nehmen, die die Antwort auf seine Liebe zu mir ist: *Was könnte mich von der Liebe Christi scheiden?*⁴ Von der Liebe, die sich durch ihre Wunden legitimiert.⁵ Ich bin nicht in der Lage, die Worte »mein Gott« auszusprechen, wenn ich nicht Seine Wunden sehe! Selbst angesichts der strahlendsten religiösen Vision hätte ich wahrscheinlich – trotz aller Offenheit – meine *Zweifel*, ob es sich nicht um eine Illusion handelt, um die Projektion meiner Wünsche oder sogar um den Antichrist selbst – wenn sie nicht »die Narben der Nägel« tragen würde. Mein Gott ist der verwundete Gott.

Wenn jemand das, wozu ich mich gerade bekannt habe, als widersprüchlich empfindet, dann gestehe ich, dass ich dieses auch empfinde: Das ist die eigentliche Spannung meines Glaubens. Voll *Hoffnung* und *Vertrauen* wende ich mich Gott zu, der großzügig die Verschiedenheit seiner Kinder annimmt und dessen Schoß in einer Weite geöffnet ist, die für uns unbegreiflich ist. Das bedeutet jedoch gleichzeitig, dass ich mir auch nicht »sicher« sein kann, wo die Grenzen dieser Weite liegen, und ich nicht naiv voraussetzen kann, dass sie einfach »alles« umfasst. Ich muss die Achtung vor dem anderen oder zumindest vor der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Glaubensaktes bewahren; sollte ich jedoch an etwas »mein Herz hängen«, muss ich *nach der Frucht fragen*.⁶ In der Religion, genauso wie in den anderen bedeutenden Bereichen des Lebens, gibt es sowohl wesentliche und unersetzlich kostbare

Werte als auch andere, die sich nur dafür ausgeben – es könnten auch Unkraut und giftige Kräuter sein. Und es ist nicht so, wie viele dachten und heute noch denken, dass es Felder gibt (nämlich unsere), auf denen nur eine gute Ernte heranwächst, und andere, von denen wir von vornherein sagen können, dass auf ihnen nichts Gutes wachsen wird. In der Bibel finden wir sowohl die Aufforderung, gründlich zu prüfen, »wessen Geist« es ist, der uns dargeboten wird⁷, als auch die Warnung, dass diese Unterscheidung zwischen »der Spreu und dem Weizen« außerordentlich schwierig ist und letztendlich diese Aufgabe für uns Sterbliche im Letzten unlösbar ist und unser Urteilsvermögen übersteigt.⁸

Was kann ich also tun? *Meinen* Glauben und das, was mir zum Glauben vorgelegt wird, »dem Test des heiligen Martins« aussetzen. Ich glaube nicht an Götter und ich glaube nicht an Religionen, die diese Welt durchtanzen, ohne von ihren Wunden getroffen zu werden – ohne Schrammen, ohne Narben, ohne Verbrennungen –, damit sie auf dem Markt der Religionen von heute nur ihre glänzende Anmut gefällig zur Schau stellen.

Mein Glauben kann die Last der Zweifel nur dann ablegen und die innere Sicherheit und die Ruhe eines Zuhause nur dann erfahren, wenn er auf dem steilen »Weg des Kreuzes« voranschreitet, wenn er sich durch das schmale *Tor der Wunden Christi* zu Gott hin ausrichtet; wenn er durch das Tor der Armen, das Tor der Verwundeten schreitet, durch welches die Reichen, die Satten und die Selbstsicheren, die Wissenden und »die Sehenden«, »die Gesunden«, »die Gerechten«, »die Weisen und die

Vorsichtigen« nicht gelangen können, so wie kein Kamel durch ein Nadelöhr geht.⁹

* * *

Wurde der Apostel Thomas beim Anblick des Auferstandenen wirklich ein für alle Mal von allen seinen Zweifeln befreit – oder zeigte ihm Jesus *durch seine Wunden* vielmehr jene einzige Stelle, an der der Suchende und der Zweifelnde wirklich *Gott berühren* kann? Dies war der Gedanke, den mir jener Tag in Madras gebracht hatte.

An dem heißen Nachmittag jenes Tages führte mich mein indischer Kollege, katholischer Priester und Professor für die Religionswissenschaft an der Universität in Madras, an den Ort, wo der Legende nach der Apostel Thomas zu Tode gefoltert wurde, und dann in ein katholisches Waisenhaus, das sich nur wenige Schritte entfernt befand.¹⁰

Auf meinen Reisen in Asien, Afrika und Südamerika zuvor und danach blickte ich dem Elend aus nächster Nähe ins Gesicht. Ich kenne aus meiner Klinik- und Beichtpraxis die moralische Armseligkeit, die versteckte Qual der Herzen und die dunklen Ecken menschlicher Schicksale. Ich besuchte »die Golgotahügel unserer Zeit«, die Konzentrationslager des Nationalsozialismus und des Kommunismus, Hiroshima und Ground Zero in Manhattan, Orte, an denen in der Vorstellung noch immer die Erinnerung an die verbrecherische Gewalt lebendig wird, die dort verübt wurde – aber das Waisenhaus in Madras vergesse ich dennoch nie.

In Bettchen, die eher an Geflügelkäfige erinnerten, lagen kleine verlassene Kinder mit Bäuchen, die vor Hunger auf-

gebläht waren, kleine Skelette, umhüllt nur von einer schwarzen, oft entzündeten Haut; in den Fluren, die endlos erschienen, schauten mich überall ihre fiebrigen Augen an und streckten mir ihre rosafarbenen Handflächen entgegen. Die Luft nahm mir den Atem, inmitten des Gestanks und des Weinens ging es mir psychisch, physisch und moralisch schlecht; ich erstickte durch ein Gefühl von Ohnmacht und ein brennendes Schamgefühl, das man manchmal im Angesicht der Leidenden nur deshalb empfindet, weil man selbst eine gesunde Haut, einen vollen Bauch, ein sauberes Bett und ein Dach über dem Kopf hat. Ich wollte von dort (und nicht nur von dort) so schnell wie möglich feige fliehen, Augen und Herz verschließen und vergessen; ich erinnerte mich wieder an die Worte von Ivan Karamasow, der Gott »die Eintrittskarte« für die Welt »zurückgeben« wollte, in der Kinder leiden.

Aber gerade in dem Moment tauchte in mir aus der Tiefe der Satz auf: »Berühre die Wunden!« Und wieder: »*Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände an und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite.*«

Auf einmal erschloss sich mir die Geschichte des Apostels Thomas neu, die ich bei der Morgenmesse am Grab »des Patrons der Zweifelnden« aus dem Johannes-Evangelium gelesen hatte. Jesus identifizierte sich mit allen Kleinen und Leidenden – also *sind alle schmerzenden Wunden, das ganze Leid der Welt und der Menschheit »die Wunden Christi«*. An Christus zu glauben, »mein Herr und mein Gott« rufen zu dürfen – das kann ich nur dann, wenn ich *diese* Seine Wunden berühren werde, von denen unsere Welt auch heute voll ist. Ansonsten würde ich nur sinnlos und vergebens »Herr, Herr!«¹¹ rufen.